

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Pan Jurek nahm ein Papier aus der Tasche und überreichte es mit einer Verbeugung. Lucian Kozłowski warf einen Blick darauf.

„Bzia krew, Freundchen, Ihr seid teuer. Ihr meint, das Zentralkomitee in Warschau bezahlt alles? Aber gut, hier ist das Geld. Doch seid Ihr uns ein gar zu kostspieliger Helfer. Und die Todesangst könnten wir Euch ersparen. Da hat sich ein jüdischer Händler aus Breschen der Nationalregierung angeboten — er macht's billiger. Wir erwarten bald wieder neue Transporte. In Lüttich sind große Bestellungen gemacht, und von London werden uns allein tausend Enfiels-Büchsen signalisiert.“

Er wandte sich ab. Ein habgieriger Zug flog über das Gesicht des Wirtes.

„Euer Gnaden,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „ich bin ein Pole, ein Patriot. Nicht an mich denk' ich, sondern an das Vaterland. Ehe die Nationalregierung sich an fremde Händler wendet, sollte sie es noch einmal mit mir versuchen. Was der Händler in Breschen kann, kann ich auch. Wie wär's, Euer Gnaden?“

Der Gutsbesitzer steckte die Hände ins Waschwasser und trocknete sie leicht.

„Dann läßt sich weiter reden, Jurek, aber hütet Eure Zunge. Sonst geht es Euch und uns schlecht.“

„Und ganz beiläufig: Wißt Ihr, was die Hängegondarmen sind?“

„Herr,“ stammelte Pan Jurek erbleichend, „was heißt das?“

„Nichts, Freundchen. Aber es ist gut, wenn man es weiß. Es gibt Verräter — hier, da, überall. Und dafür sind die Hängegondarmen da. Es gibt viele Bäume in Polen, und an jedem ist Platz für den Verräter. Ich brauch' deinen Namen, Freundchen, nur zu melden, und in acht Tagen kannst du keine Geschäfte mehr machen.“

„Aber was redet Ihr, Herr? Maria und Josef, wer wagt zu sagen, daß ich ein Verräter bin?“

Lucian von Kozłowski streckte ihm die Hand hin. „Niemand spricht dergleichen, Pan Jurek, aber Ihr versteht, es ist in dieser Zeit besser, wenn man die Hängegondarmen kennt. Und nun genug. Bestimmte Ordres für den nächsten Transport bring' ich Euch später.“

Er schritt voran. Als er mit freundlichem Nicken das Gastzimmer wieder betrat, öffnete die Tür von der anderen Seite, und noch ehe sie sich wieder schloß, sagte eine kräftige Stimme: „Ich will mein bestes Pferd verwetten, wenn das nicht Lucian Kozłowski ist!“

Blitzschnell wandte sich der Gutsbesitzer. Er war kurz erblickt. Aber schon im nächsten Moment atmete er auf.

„Kutkowski, bei allen Heiligen, Herr Bruder, was führt dich her?“

Und nach gut polnischer Sitte umarmten sie sich und küßten sich auf die rechte und linke Wange.

„Du triffst eine große Gesellschaft,“ lachte Kozłowski dann. „Wir haben ein Wettfahren gemacht, Gott soll schütten! Und nun sitzt man warm und vertreibt sich die Zeit. Wie wär's mit einem Spielchen, Napoleon?“

Er hatte laut geredet und sich der Tür des Honoratiorenzimmers genähert, in dem die Freunde saßen. Graf Napoleon Kutkowski war einverstanden. Als Lucian Kozłowski die Tür öffnete, strich Siga Wendrowski, der Marquis, gerade ein Häuflein Münzen ein. Der neue Ankömmling ward lärmend begrüßt. Mehr lärmend als herzlich. Während die meisten Herren sich um ihn drängten, beugte sich Lucian Kozłowski zu dem Bankhalter herab.

„Die niedrigsten Einsätze von jetzt ab, Marquis,“ flüsterte er. „Und reden laß mich!“

Napoleon Kutkowski zog den Pelz aus und setzte sich neben ihn. Er hatte ein blaßes, schmales Gesicht. Die Augen schienen müde zu sein; müde sahen sie unter den Lidern vor. Die Stirn war verhältnismäßig niedrig; die Nase scharf und kühn geschnitten. Hin und wieder zuckten die Mundwinkel nervös.

„Wie hoch geht's?“ fragte er und sah den Bankhalter an. „Se nun, Napoleon, das Geld ist knapp in diesen teuren Zeiten, und wer nicht gerade so reich ist wie du, hält es zusammen,“ erwiderte der Marquis zögernd. Man merkte, er gab diese Antwort nur ungern.

Kozłowski hatte mit einem Blicke die anderen verständig.

„Die Schlachta (der polnische Adel) wird sparsam,“ lächelte Napoleon. „Dann ist der Untergang der Welt nicht weit. Macht keine Pöffen, Freunde, sonst lohnt es sich wahrlich nicht, erst anzujagen.“

„Wär' das Unglück so groß? Sagt selbst, Freunde! Wann läßt sich Se. Hochgeboren der Graf Napoleon Kutkowski mal bei uns blicken? Niemals! War er beim Posener Polenball? Nein! Und wenn er mal kommt, ist es besser, mit ihm zu plaudern, als mit ihm zu spielen!“

Lucian Kozłowski hob sein Glas. „Nichts für ungut, Bruder, so ist es! Und deine Freunde, die noch mit deinem Vater selig beim Wein geseßen haben, sind nicht froh darüber.“

Eusebius von Degorski zappelte schon eine ganze Weile. „Weißt du, wie man doch nennt? Im ganzen Lande hast du den Beinamen: „Der Deutsche“. Napoleon der Deutsche, haha!“

Graf Kutkowski stimmte in das Gelächter ein. „Ihr wißt mehr als ich,“ sagte er und stürzte ein Glas Wein herab. Die Leute haben immer zu reden. Uebrigens — wie steht es mit der Jagd? — Viel geschossen, messieurs?“

„Ach, nicht viel,“ erwiderte Kozłowski. „Es ist eine kuriose Zeit. Wenn sich die Menschen untereinander tot-

schließen, haben die Tiere Ruhe. Was sagst du nur zu der Proklamation, Fremdbchen?"

Aber ehe Napoleon noch antworten konnte, sagte Rybszyski: „Gott wird die Lauen zertreten und niederschlagen, die nicht sehen wollen. Was fragst du einen, der lau ist und die Augen bedeckt? Graf Napoleon Rutkowski hat mehr zu tun, als sich darum zu kümmern, daß die Ungläubigen und die Keger an der Vernichtung Polens und der heiligen Kirche arbeiten.“

Kozłowski war wütend; Napoleon Rutkowski strich den Schnurrbart, hob den Blick und sah Rybszyski an. Einen Augenblick nur, aber wie ein Blitz brannte es in diesen sonst so müden Augen, und eine starke Tropfsalte zog sich um die Lippen.

„Rybszyski hat recht," sagte er eisig. „Es geht mich nichts an, was der Mob drüben tut. Seit die Weissen und mein Großonkel Fürst Czartoryski endgültig den Rothenden das Feld geräumt haben, ist die Angelegenheit für mich erledigt.“

„Aber der Fürst hat die Nationalregierung selbst so halb und halb anerkannt," rief Marjan Batranski. „Und ich denke, es kommt nicht darauf an, wer Polen frei macht, ob Aristokraten oder Demokraten, sondern darauf, daß es überhaupt frei wird.“

Napoleon Rutkowski hielt sich die Hand vor und gähnte. „Er heißt nicht umsonst der „Deutsche," rief Degorski finster. „Wenn man über das Vaterland spricht, gähnt er. Nun ja, er jagt ein ander Wild. Wie geht es dem Baron Grahnitz, Graf?"

Das Gesicht des jungen polnischen Magnaten färbte sich dunkel, aber er bezwang sich. „Frag' ihn selber! Ich sah ihn lange nicht.“

Ein kurzes, spöttisches Lachen. Schon wollte Napoleon auffahren, als Lucian Kozłowski dazwischentrat.

„O Jezu, sind das Menschen! Gleich müssen sie streiten, beim kleinsten Anlaß! Es war wirklich nicht böse gemeint, Bruderherz, die Jugend ist schwärmerisch, du weißt ja, gleich Feuer und Flamme. Nun, die preussische Regierung sorgt dafür, daß es unschuldig bleibt. Aber Sympathien hat man natürlich für seine kämpfenden Brüder... Das wirst du verstehen! Und der Eusebius sowie die anderen zürnen dir nur deshalb, weil sie ohne dich nichts vermögen. Deinen Namen kennt man hier im Großherzogtum wie drüben im Königreich. Stehst du zur Nationalregierung, dann folgt der ganze Adel von selbst. Und ohne dich hat alles keinen Zweck. Nun, kränke dich nicht, profit, Herr Bruder, mein ganzes Glas dir zu Ehren!"

Er trank's mit einem Zuge aus. „Bist der alte, gute Kerl, Kozłowski," erwiderte Napoleon und nickte ihm zu. „Du weißt, man darf mich nicht reizen. Dann werd' ich wild. Um Vergeltung, Freunde, ich wolk' keinen kränken, der mich nicht kränkt.“

„Und damit kein neuer Streit sich erhebt," bemerkte Siga Wendrowski, „lehren wir zum Spiel zurück. Damit kann man sich manche fröhliche Stunde vertreiben.“

Eine halbe Stunde lang hörte man nur in ewiger Wiederholung die Rufe des Bankhalters, das Klirren des Geldes. Aber während sonst immer höhere Summen auf diese oder jene Karte gesetzt wurden, blieben die Einsätze heute ganz merklich niedrig.

„Pia krew," rief Graf Rutkowski endlich, „wenn ich schon sterben soll, will ich schnell sterben. Hier jedoch stirbt man langsam.“ Und klirrend warf er seine ganze Börse auf den Tisch.

„Wer hält dagegen? Wieviel drin ist, weiß ich nicht!" Wie fragend sah dieser und jener zu Lucian Kozłowski hinüber.

„Keiner? Zum Teufel, was wird die Welt langweilig! Nächstens spielt ihr um kupferne Dreier, Freunde!"

Er steckte die Börse wieder ein. „Du nimmst es nicht übel, Kozłowski," sprach er dann, „wenn ich gehe. Ich halt' das genre ennuyant, das ihr jetzt bevorzugt, nicht aus. Gott segne euch, ihr werdet solide.“

Achselzuckend verabschiedete er sich. Zwei oder drei Begleiteten ihn zum Schlitten. Als man wieder unter sich war, sagte Lucian von Kozłowski zürnend: „Euer verdammtes Maulwerk hätte uns die Suppe bald gründlich verfaulen! Es war nicht weit davon, und der Bruch zwischen euch und ihm war fertig!"

„Wär's nur geschehen," rief Degorski zornig. — „sollen wir Brüder zu einem Menschen sagen, der zu unseren Feinden steht? Maria Josef, ein Pole, der sein Vaterland verbluten läßt, ein Pole, den es nicht kümmert, ob der weiße Adler in Ketten und Knechtschaft liegt oder in Kraft und Freiheit dahinschwebt — eine Schmach ist es für alle Zeiten!"

„Degorski hat recht," murrtten die anderen. „Und das ist derselbe Name," sprach Rybszyski, „der sich 1830 mit Ruhm bedeckt hat! Der Vater hat für die heilige Kirche gekämpft wie ein Held, und allen Polen war er ein Vorbild. Der beste Ritter der heiligen Jungfrau, so hat ein Priester von ihm gesagt. Und der Sohn?"

„Freunde," sagte Kozłowski kopfschüttelnd, „was wär' geschehen, wenn es heut' zum Streit gekommen wär'? Noch näher wäre Napoleon Rutkowski an unsere Feinde herangerückt. Das muß vermieden werden, denn bei seinem Einfluß zieht er den Fürsten Czartoryski und den ganzen Adel mit. Das aber wäre das Begräbniß polnischer Freiheit. Und alles Blut, was schon vergossen ist, wäre wieder vergebens gewesen. Gelingt es der Nationalregierung jedoch, den Grafen für sich zu gewinnen, so wird sein Name und Beispiel tausend andere bestimmen. Was sind wir alle ohne ihn?"

Sie fühlten, daß Lucian von Kozłowski wieder recht hatte. Finster sahen die meisten vor sich hin.

„Das wird niemals gelingen," erwiderte Graf Bininski kopfschüttelnd. „Das deutsche Fräulein auf Rasgora hält ihn an der Kette.“

„Man muß den Versuch machen. Napoleon ist ehrgeizig." „Aber sein Ehrgeiz hängt sich an ein Frauenzimmer."

„Heute noch," nickte Siga Wendrowski, der Marquis. „Aber vielleicht kann man diesem Ehrgeiz ein Ziel zeigen, das so herrlich ist, daß man selbst das schönste Weib darum aufgibt.“

Er hatte halb zu Kozłowski gesprochen. Der sah ihn groß an. Ein tiefes Aufatmen. Sie verstanden sich. Dann zog der Ältere die Uhr. Der Zeiger ging auf acht.

„Allons, messieurs, noch einmal die Gläser gefüllt! In solchen Zeiten weiß man nie, ob man noch einmal fröhlich zusammen trinkt!"

Eine zahlreiche Menschenmenge stand schon wartend vor dem Gasthof. Unter fröhlichem Schellenklang fuhrn die Schlitten aus dem Tor und ordneten sich.

„Also ein Korb Sekt," rief Graf Bininski laut, daß alle es hörten.

„Wenn du willst, auch zwei," erwiderte Eusebius von Degorski. „Ich will gewinnen, und sollt' ich die Gänge in Grund und Boden fahren!"

„Los!" kommandierte Kozłowski. Und heidi, ging's die Straße entlang. Bis weit auf die freie Landstraße hatte das Geräusch von der Wettfahrt der Kavaliere der Neugierigen hinausgelockt. Mit beifälligem Gemurmel wurden die einzelnen Schlitten begrüßt. Man war dem Adel wohlgesinnt, denn er sorgte für Abwechslung und brachte Geld unter die Leute.

Auf der Chaussee begann die tolle Fahrt. Die Peitsche tanzte über den Rücken der Pferde, und pfeilgeschwind sausten die edlen Tiere dahin. Sie waren scharf beschlagen, denn der Boden war glatt. Mit Hallo hatte sich Degorski an die Spitze gesetzt. Ein vielstimmiges Hurra der Zuschauer folgte ihm. Graf Bininski war der dritte. Aber er bog sofort aus der Reihe und jagte dahin, daß er bald den ersten Schlitten erreichte. Erst als die Straße eine Biegung machte, die den Neugierigen den Anblick der acht Schlitten verwehrte, ward auf einen Pfiff Kozłowskis die Gangart gemähigt.

„So!" rief er, „die Leute haben ihr Vergnügen gehabt und werden, wenn's sein muß, beschwören, daß wir in halbsbracherischer Fahrt nach Degorskis Schloß gerast sind, wo wir den Korb Sekt austrinken.“

Er lachte vor sich hin. „Und nun laßt mich an die Spitze. Ich kenne die Wege besser.“

In gleichmäßigem Trabe ging es die Chaussee hinab. Der Himmel war schwärzlich-grau, ohne Sterne. Auch vom Monde sah man nichts. Nur der Schnee leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es standen sich von altersher in den polnischen Aufständen die liberal-aristokratische Reformpartei der Weissen mit Fürst Adam Czartoryski an der Spitze und die demokratisch-revolutionäre Partei der Roten gegenüber. Während die erstere möglichst auf friedlichem Wege nur ein unabhängiges Königreich Polen auf der Grundlage von 1815 erstrebte, hatte die letztere von vornherein die Tendenz, mit Waffengewalt die Grenzen von 1772 wieder herzustellen.

Der Teufel im Badenzahn.

Von Paul Ahrend.

(Nachdruck verboten.)

„Häslein, Häslein, Sie werden nie ein brauchbarer Soldat werden,“ hatte der Herr Hauptmann in gelegentlichen Friedenszeiten stets von seinem Schlachtroß herab gestöhnt, wenn er vor dem langen Einjährigen Häslein — seines Reichens Kandidat theol. et phil. — hielt und Zeuge sein durfte, wie dem jungen Karsthorn und zukünftigen Seelenhirten gerade wieder einmal der Parademarsch vorbeigelang oder ihm in der Angst des Augenblicks beim „Griffelklopfen“ der Schießprügel am Leibriemen hängen blieb. „Viel geliebt und viel gescholten“ — Häslein hatte besonders die letztere dieser beiden Seiten des Soldatenlebens gründlich auskosten dürfen. Denn mit dem Herrn Hauptmann hatten natürlich auch der Herr Leutnant, der Feldwebel und der Unteroffizier an den militärischen Qualitäten des jungen Mannes gezweifelt. Und bald hatte sich auch noch der Herr Major dieser gegen den Einjährigen verschworenen Schar angeschlossen. Aber der hatte bei den atrobatischen Vorführungen Häsleins nur das Denkerhaupt geschüttelt und stets eigentümlich gelächelt. Und war auf seiner Kojanante davongetragen.

Wenn es nur der Herr Hauptmann noch hätte erleben dürfen, was aus seinem Schmerzenskinde geworden war. Aber der gute Kompagniethef ruhte längst unter dem grünen Rasen. Als der Kriegsruß dem beschaulichen Dasein der kleinen Garnison ein Ende bereite, hatte Hauptmann Müller seinen Schimmel mit einer Tassebraunen Farbe überstreichen lassen, acht Tage später seine hannoverschen Zungen ins Gesicht geführt und hatte seit diesem Treffen nimmer ein Noß bestiegen. Blat durch den Kopf war ihm eine weisse Kugel gefahren und hatte ihn zur großen Armee abgerufen.

Und Häslein, sein Liebling, lebte immer noch und trug mit Stolz die Knöpfe des Gefreiten. Aus dem zweiten Knopfloch des Waffenrodes schlang sich sogar ein schwarz-weißes Bändchen. Der Herr Oberst hatte es ihm selber mit dem dazugehörigen Kreuz überreicht und ihm dabei wohlwollend auf die Schulter geklopft. „Nur weiter so, Herr Kandidat,“ hatte er gesagt, „dann bleiben wir Freunde.“ Hatte ihm die Hand gereicht und war schmunzelnd weitergeritten. Für Häslein war es eine festliche Stunde gewesen. Und wurde es auch für ein greises Elternpaar im niederländischen Pfarrhaus, das dem Herrn über Krieg und Frieden hochschlagenden Herzens Lob und Dank wußte, als der Postbote einen Feldpostbrief mit froher Botschaft vom Buben aus der Champagne brachte.

Heute war der Gefreite Häslein alles andere als in festlicher Stimmung. Zum hundertsten Male wohl schon predigte er sich die düstere und wenig fromme Weltanschauung vor, daß das Leben von Anfang bis zum letzten Ständchen doch ein erbärmlich und jämmerlich Ding sei. Zwischen Wachen und Schlafen glaubte sein Freund Michel Speier, der fröhliche Spielmann, sogar hier und dort einen kräftigen Soldatenluch zu vernehmen. Denn Johannes Häslein lag im Untersland, wand sich unter Schmerzen und stöhnte, daß es einen Stein hätte erweichen können. Der rechte Badenzahn war's, bestimmt der Badenzahn! Da er in seinem Leid schier nichts Besseres mehr zu tun wußte, stellte er diese Tatsache immer von neuem fest. Schmerz, Wut und Verwerfung warfen ihn umher und verwandelten sein Gemüt in ein wirres Durcheinander.

In scharfen Dur-Afforden piff der Wind über das Land und der Regen rieselte in grausamer Beharrlichkeit gegen das Zelttuch, das man vor die Öffnung der Erdwohnung gehangen hatte. Und Johannes Sebastian Klaus Häslein ächzte und stöhnte. „Herrgott im Himmel — diese Qual — dieser entsetzliche Badenzahn!“

„Häslein! Häslein!“ ließ sich da draußen raunend eine Stimme hören. Und als ein Brüllen von drinnen erklang: „Los! Du mußt auf Horschposten!“

„Auch das noch!“ Er hätte heulen mögen, als er sich erhob und hervortrat, verzog das Gesicht aber nur zu einer Grimasse, die umso besser wirkte, als die rechte Wade stark geschwollen war.

„Schön siehst nicht aus mit deinem schiefen Zifferblatt. Wenn dich die Engländer erwischen, rennen sie vor Angst davon.“ Gemüthlich grinsend schaute ihn der Sprecher an. Ein wütender Blick traf ihn aus Häsleins Augen. — Auf Horschposten! Der Regen floß immer noch in Strömen und sang gemeinsam mit dem Winde sein rauschendes Lied. Johannes Häslein glaubte aus diesem Duett Stimmen hören zu müssen, die in blutigem Hohn ihn in seiner Qual verlachten. Zwischen den Gräben lag er und starrte in das in Nacht gehüllte Land hinaus, das durch Scheinwerfer und Leuchtraketen bald hier, bald dort für Augenblicke in Licht getaucht wurde. In einer normalen Verfassung würde er trotz der Wichtigkeit seiner Aufgabe an diesem prachtvollen Schauspiel mit Hilfe seiner schönheitsdürftigen Seele, die er sich aus der niederländischen Heimat in die Kriegswirren hinübergerettet hatte, einen lebhaften Gefallen gefunden haben. Aber jetzt war in seinem Körperlichen wie seelischen Ich wüster Herrensaschung. Der Schmerz, der in seinem Badenzahn bohnte und fraß und sich durch das gesamte Nervengewebe fortplante bis in die Finger und in die Spitzen seines tödlich angehauchten Blondhaars, ließ aus der Dunkelheit die bizarrsten Gestalten vor ihm emporkraften. Der Kopf brumnte, und die Augen brannten ihm in den Höhlen.

„Alle guten Geister!“ stöhnte er ein über das andere Mal aus qualvoll gemartertem Herzen. „Der Badenzahn! — Der Baden-

zahn!“ Wozu mußte auch ein Mensch Badenzähne haben und einen Nerv darin, der den sanftesten Theologiekandidaten zum Wahnsinn treiben konnte! Denn er fühlte sich bereits in einem Zustand, in dem jeder Töbtsüchtige ihm gegenüber als die Gemüthlichkeit in eigener Person hätte erscheinen können.

Und jetzt lag Johannes Häslein auf Horschposten und hatte, wie es in der heiligen Schrift des Kriegers, in der Allgemeinen Postenanweisung so schön heißt, „sorgefroh nach dem Feinde zu spähen“. Zu anderen Zeiten würde er diese Aufgabe für eine höchst ehrende Zummutung gehalten haben. Aber heute fühlte er sich mit dem alten Diob stark verwandt. Das zeitweilige Knattern der Gewehre klang in ihm tausendfältig nach und ward ihm eine Musik der Hölle. In seiner Qual krümmte und streckte er sich abwechselnd und kassete in namenloser Wut ob seines Unglücks die Hände in den Beinhandschlämm. In monotoner Weise trieb das Reitzen und Ragen in seinem Zahn das hohnlachende Spiel. Er dachte an die Regenfoster des Mittelalters und fühlte sich versucht, diese Art der Marter für einen harmlosen Scherz gegenüber seiner Heimsuchung durch das Gesicht zu halten.

„Diese kritischen Salunken! Wenn ich einen erwischte. Dann Gnade Gott!“

Ja, an die Möglichkeit hatte er noch garnicht gedacht. Wie ein Lichtstrahl stahl es sich in sein seelisches Dunkel. Er malte sich in seiner durch sein Leid aufgepeitschten Phantasie die einzelnen Phasen eines solchen Zusammentreffens aus, und eine grimmige Freude erfüllte bei diesem Gedanken sein Herz. „Wenn ich einen erwischte!“

Da — ein Schatten im nächtlichen Dunkel. Und in einigem Abstand noch ein zweiter, ein dritter. Sich daherschiebende Menschen. Eine Schleichpatrouille der schottischen Gebirgsschützen, denn die Gefellen trugen die „Ballettröckchen“ dieser Truppe. Sie steuerten gerade auf ihn zu. Häslein zog behutamt seinen Dolch und saßte, zum Sprung bereit, fest den Griff. Nur noch wenige Schritte war der erste Gegner entfernt. In geduckter Stellung tappte er sich mit seinen Kameraden dahin. Recht eilig hatten es offenkundig die Herren Feinde. Häslein lächelte still vor sich hin. Angst hatte er nie gekannt, also lächelte er, um im gleichen Moment das Gesicht zu einer Grimasse zu verziehen. Und dann ereignete sich etwas, wovon die Allgemeine Postenanweisung nichts verlauten läßt, weil sie eben nicht weitichtig genug ist anzunehmen, daß ein Posten angesichts des Feindes plötzlich wieder spüren muß, daß auch im Badenzahn eines preussischen Gefreiten ein Nerv zu einem kleinen Teufel auswachsen kann.

Der Englishman stockte im Fortbewegen und suchte mit den Augen. Da dackte etwas Wildes — war's der furor teutonicus oder die harte Entschlossenheit, das Erkennen: „Du oder ich?“ — den zukünftigen Gottesmann und ließ ihn nichts weiter sehen als ein trotziges, fragendes Britengeficht. Ein Sprung — und die Klinge des spitzen Dolches saß dem Feinde bis ans Heft im Hals. Lautlos sank der Gegner zurück. Im Augenblick vernahm Häslein ein Rauschen von rechts, sah eine heraneilende Gestalt. Ein zweiter Stoß mit dem Dolch, Knochen knirschten im Leibe unter dem eindringenden Stahl, ein Blutstrom fürste hervor und mit einem leisen Schrei brach der Schotländer zusammen. Häslein konnte nicht schnell genug zuvaden, so daß sein Dolch im Körper des Gegners stecken blieb. Schnell wollte er sich danach bilden —

„Tantned! Deutscher Hund!“ Der dritte Engländer sprang auf ihn zu. Häslein griff nach seinem Revolver — zu spät! Er glaubte sich verloren. Er sah nichts mehr als eine Sekunde hindurch ein wutverzerrtes Gesicht. Und hörte wieder einen englischen Fluch. Dann glaubte er die Welt in lobenden Flammen zu sehen. Und schrieb in namenloser Schmerze auf. Im Bruchteil eines Augenblicks spürte er etwas aus seinem Innersten emporkobeln. Diesmal war es bestimmt nur der furor teutonicus. Der Brite hatte ihm einen Faustschlag ins Gesicht versetzt, auf die geschwollene Wange, unter der ein Teufel im Badenzahn suchte. Blindlings schlug er drein und gebrauchte in rasendem Zorn seine Fäuste zu kräftigen Stößen. Bis der Engländer, infolge eines Trittes mit einem niederländischen Dommtischel, wie eine gefällte Eiche zusammenknickte und sich am Boden krümmte. Johannes Häslein warf sich auf ihn, schlug auf ihn ein, um ihn schließlich mit Hilfe seines Brotbeutelbandes zu tessen. Grinsend schaute er dann seinem Gegenüber ins Gesicht.

Blötzlich spürte er Blutgeschmack im Munde und etwas an der Jange, das nicht dorthin gehörte. Er stellte mit Hilfe seines Taidentuches eine Untersuchung an — um dann vor Staunen Mund und Augen aufzureißen. Drei weiße Dingerchen hielt er in der Hand; drei Zähne, von denen ihn der Besiegte befreit hatte. Und — er mußte an sich halten, um nicht einen Jancher zu tun — darunter der kranke Badenzahn. Ein unbestimmtes Gefühl, halb Mitleid, halb Dankbarkeit, befehlte ihn zu seinem Wohltäter. Er half ihm auf die Beine und führte in stummen Triumphzug seinen Gefangenen dem Hauptmann zu. —

In Häsleins Herz und in das Pfarrhaus in der fernem Heimat schickten sich bald wieder fröhlich blinzeln Sonnenstrahlen. Und wieder vereinten sich zwei Paar Elternhände zu innigstem Danken. Diesmal war der Feldpostbrief aus Flandern gekommen. Der Bube hatte die Knöpfe am Kragen mit den Treffen vertauscht.

Unter seinen kleinen Kriegstrophäen führt Unteroffizier Häslein ein als Erinnerung dieser Art sonderbares Ding, einen schabhaften Zahn mit. Wenn ihn jemand nach einem Mittel gegen Zahneitzen fragt, erklärt er kurz: „ne englische Faust!“

Büchertisch.

— Großer Wilderattas des Weltkrieges. 17. Lieferung: Die Ereignisse zur See. 18. Lieferung: Die Ausräumung Serbiens. 19. Lieferung: Die Balkanstaaten. 20. Lieferung: Die Neutralen. — Deutschland. (München, F. Bruckmann N.-G. Subskriptionspreis der Lieferung M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—. 2 gebundene Gr.-Foliobände in Leinen je M. 26.—.) — In all den heißen Kämpfen zu Lande und zu Wasser hat sich die junge deutsche Flotte der alten, glorreichen Landarmee ebenbürtig erwiesen durch Heldentaten, deren Kühnheit und Unternehmungsgeist in der Geschichte der Völker ohne Beispiel sind. Jung und alt ist begeistert über unsere „Blauen Jungen“, und so wird die 17. Lieferung des „Großen Wilderattas des Weltkrieges“, die die Ereignisse zur See schildert, mit besonderer Freude begrüßt werden. 291 gut ausgewählte, chronologisch angeordnete Wirklichkeitsaufnahmen erzählen eindringlicher als Worte es könnten von den großen Begebenheiten auf hoher See bis zur Skagerrakschlacht einschließlich. In eine ganz andere Welt versetzt uns die 18., der Ausräumung Serbiens gewidmete Lieferung. Bilder, die voll buntbewegten Lebens sind, auf denen es „drunter und drüber“ geht und die oft einen fast asiatischen Anstrich zeigen, gibt es da in Menge; durch ihre Vermittlung werden uns Namen wie Posharewaj, Welos, Leskowan, Alexina, Orjowa, Uefub, Nisch u. a. mehr als bloße geographische Begriffe. Einen besonderen Reiz erhält diese Lieferung noch durch zahlreiche Bilder aus dem bulgarischen Soldatenleben. Und wie fein ist die Gegenüberstellung der Abbildungen, die König Peter I. Blud und Ende zeigen: sein feierlicher Einzug in Belgrad im Jahre 1903, hoch zurosse, angetan mit königlichem Luxus, mit Hermelin verbrämt, die Krone als Zeichen seiner Würde auf dem Haupte, und dann — 12 Jahre später: die traurige Flucht durch das unwirtliche Gebirge, im Ochsentarren, nur von wenigen Getreuen begleitet. Fast noch bunter und bewegter mutet der Inhalt der nächsten Lieferung, „Die Balkanstaaten“, an, eines der schönsten Hefte des Wilderattas überhaupt. Landschaften von pittoreskem Reiz wechseln ab mit lebendigen Szenen aus dem Volksleben und Bildern von dem Kriegsschauplatz, der nach wie vor im Brennpunkte des Interesses aller kriegführenden Mächte steht. Die Ereignisse auf dem Balkan werden bis zur Räumung der Halbinsel Gallipoli verfolgt. Lieferung 20 bringt Bilder über die unmittelbaren Folgen des Weltkrieges in den neutralen Staaten, von denen uns besonders diejenigen aus der Schweiz, den skandinavischen Ländern und den Vereinigten Staaten von Amerika interessieren. Dann folgen Bilder, die die großartig organisierte Fürsorge des Deutschen Reiches für seine Verwundeten, Blinden und Invaliden zeigen, ferner Bilder zur praktischen Lösung des Ernährungsproblems in den Großstädten, und zuletzt eine vortreffliche Zusammenstellung besonders charakteristischer Kriegswahrzeichen, Kriegsgedenkbücher usw. — Die ersten hiermit abgeschlossenen beiden Bände des Großen Wilderattas des Weltkrieges stellen mit ihren rund 3400 Bildern ein unvergleichliches Merkmal- und Quellenwerk dar, dem lebendiger geschichtlicher und künstlerischer Wert zukommt, ein Werk, das alle ähnlichen Unternehmungen der Engländer und Franzosen — von den andern Feinden zu schweigen — in den Schatten stellt.

— „Barbaren“. Von Arvid Knöppel. Aus dem Schwedischen überf. Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin. Gehet 1 Mk. Als läge man über dem letzten Gesang des Nibelungenliedes das Wort: „Feiglinge“, so wirkt das Wort „Barbaren“ als Titel des Buches, das dieser schwedische Ritterberichterstatler unter dem tiefen Eindruck geschrieben hat, den er im Herzen Deutschlands und an der deutschen Front im Osten empfing. Das Buch besteht aus einer Sammlung von Erlebnisnissen; es will keine zusammenhängende Darstellung auch nur eines Teiles der großen Kämpfe im Osten geben. Aber was es bringt, ist bis in alle Einzelheiten so anschaulich wie die Bilder eines farbigen Films, und es wirkt deshalb so ergreifend, weil es nicht nur das Gesehene, das Gehörte, das mit Sinnen Wahrgenommene schildert, sondern weil es in die Seele der Menschen leuchtet und deren Taten und Leben mit einer Liebe beschreibt, die auch in dem voreingenommensten Feinde deutschen Wesens nicht erweckt werden könnte, wenn auch nur der tausendste Teil der Schändlichkeiten wahr wäre, die unseren Soldaten und unserem Volk von der Gegenseite angedichtet werden.

— Der Insel-Almanach 1917. Ueber 200 Seiten mit 12 Bildern. Umschlagzeichnung von Max Ekevoat. Kartoniert 80 Bg. Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig. — Der diesjährige Insel-Almanach unterscheidet sich in wesentlichen Zügen von denen der beiden letzten Jahre. Tragen jene dem Verlangen nach einer Spiegelung der großen Ereignisse in der Kunst Rechnung, so führt uns dieser eine Dichtung zu, die unabhängig von der Zeit ist. Und noch in einer anderen Beziehung zeigt der Insel-Almanach 1917 ein eigenes Gesicht: er enthält ausschließlich Gedichte und Prosa, bis auf wenige bisher ungedruckte, lebender oder jüngst verstorbener Dichter, und als besonders bemerkenswerten Zuwachs Proben aus den Werken der großen Namen. Es mischen sich in bunter Reihenfolge Beiträge von Arno Holz, Däubler, Schröder, Albrecht Schäfer, Adel, Bindig, Becker, Ehrenstein, Jmelg, Carossa, Faure, Ricarda Schuch, Hofmannsthal, Scheffler, Busoni. Uebersetzungen von

Dehmel, Rilke, Reck, Eulenberg und aus vlämischen Dichtern. Viele von Nietzsche an Overbeck. Zwölf Bilder schmücken den Almanach.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Dezemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Friedrich Kollenthal: Die großen Augenblicke des Theaters; Carl Mühlberg: Malwida von Meysenbug; Arthur Glosier: Clausenwiv' Persönlichkeit; Hans Franck: Epische Dramen; Tony Kellen: Die vlämische Literatur II. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Vorlesungs-Chronik. — Der Büchermarkt.

— Für Meer und Flotte betitelt sich eine Sammlung von Heften, die zur Massenverteilung nach draußen bestimmt ist. — Es erschienen neue Hefte durchweg humorvollen Inhalts. Heft 6: Die langweilige Engländerin. 20 Bg. Heft 7: Schön Wetter. Eine lustige Agrarier-Geschichte. 40 Bg. Heft 8: Die versteuerten Schuhe. 20 Bg. Heft 9: Die Studienreise der Baurätin. 40 Bg. Heft 10: Der Lieblingsoffe. 60 Bg. — Verlag von Martin Warnke in Berlin W. 9.

— Die Weltliteratur“ Nr. 47: Friedrich Palm: Das Auge Gottes. Preis der Nummer 10 Bg. Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Fürbergraben 24.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Sagojuppe, Ochsenfleisch, Pellkartoffeln, Meerrettichkumf.
- Montag: Graubensuppe, Bickelsteiner¹⁾, Salzkartoffeln.
- Dienstag: Kohlsuppe²⁾, Apfellohe³⁾.
- Mittwoch: Tomatensuppe, Baserflockenschnitten⁴⁾, Kriegssalat⁵⁾, im Ofen gebadene Pellkartoffeln⁶⁾.
- Donnerstag: Erbsensuppe, Kartoffelgulasch⁷⁾.
- Freitag: Gerstengrühnsuppe, Fischkraut⁸⁾, Kartoffelbrei mit Butterkuch.
- Samstag: Bohnensuppe, Apfelaufklauf⁹⁾.

¹⁾ Bickelsteiner: Ein Birsingkopf fein geschnitten, eine große weiße Möbe in kleine Würfel geschnitten, ebenso 3 gelbe Rüben, 2 Sellerieköpfe, 3 große Kartoffeln, 2 Zwiebeln. Alles zusammen in wenig Fett und Wasser 2—3 Stunden langsam gekocht. (Kochliste).

²⁾ Kohlsuppe, siehe Vieh. Anz. 30. Okt. 1915.

³⁾ Apfellohe: ½ Pfund halb Schwarze, halb Weißbrot wird mit Buttermilch angefeuchtet, dazu 2 Eier, dies in etwas Fett abgekämpft, bis sich die Masse vom Topfe löst; etwas erkaltet, kommen 6—8 geschälte, in kleine Würfel geschnittene Äpfel dazu und viel Mehl, daß sich mit der Hand Möbe formen lassen, die man in Salzwasser 10 Minuten langsam kochen läßt. — (Probekoch.)

⁴⁾ Baserflockenschnitten: siehe „Deutsche Hausfrau“ Nummer 22.

⁵⁾ Kriegssalat: Ein Teller voll sehr fein geschnittenes Rot- oder Weißkraut, gut gedreht, 3 kleinwürfelig geschnittene Gurken, 1 abgekochten, in Würfel geschnittenen Selleriekopf, drei klein geschnittene Äpfel, ebensoviel gekochte geschnittene Kartoffeln und Zwiebeln. Zur Tunke wird gemischt: Ein Eßlöffel Senf, ein Eßlöffel Zucker, glatt gerührt, zwei Eßlöffel Essig, etwas Salz, eine kleine Tasse Buttermilch; dies über den Salat gegossen, gut gemischt und einige Stunden stehen lassen.

⁶⁾ Im Ofen gebadene Pellkartoffeln: Die Kartoffeln werden gut gewaschen und einzeln gebürstet, dann in den sauber ausgewaschenen Bratosen geschüttelt, etwas Salz darauf gestreut und ungefähr eine Stunde gebacken. Sie werden mit der Schale gegessen und behalten so ihren vollen Nährwert.

⁷⁾ Kartoffelgulasch siehe Wochen-Küchenzettel vom 19. Februar 1916.

⁸⁾ Fischkraut siehe Wochen-Küchenzettel vom 4. 12. 15.

⁹⁾ Apfelaufklauf: Ein Teller voll fein geschnittener Äpfel wird mit Zucker, Zitrone und sehr wenig Wasser angefeuchtet. Dann macht man einen Teig von ¼ Pfund Mehl, etwas Zucker, 2 Eidotter, Milch mit Gerstemeel, das Mehl mischt man mit 1½ Backpulver, von diesem Teige gibt man die Hälfte in eine zugerichtete Form, die Äpfel darauf, dann die zweite Hälfte des Teiges und backt eine Stunde in nicht zu heißem Ofen.

Logograph.

Künstlich Gewebe mit „G“, auch manchmal zum „Predigen“ nötig. Sehen statt „G“ wir ein „S“, wird es ein schmuckhafter Fisch. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Königsprobenade in voriger Nummer:

Wer groß sich dünkt an Macht und an Besitz:

Die höchste Eiche ist zunächst dem Blitz; —

Und wenn, weil er gering bleibt, Zweifel nagen:

Und kleine Zweige können Früchte tragen.

Albert Roderich.